

Literatur

„Was wollen Sie, Ihr Vater bezieht ja ein Einkommen!“

Prominente Zeitgenossen erinnern sich an Kindheit, Jugend und Elternhaus

„Der Keller war von außen taghell erleuchtet. Überall am Himmel standen ‚Christbäume‘, so nannte man die von den Fliegern an den Himmel gehängten Lichter, die die Stadt erhellten, was offenbar der Zielgenauigkeit ihrer Bomben nutzte. Die Bombe auf unser Haus fand jedenfalls ihren Weg. Wir wurden getroffen. Das Haus brannte, die Feuerwehr löschte, aber uns im Keller hatte niemand entdeckt, und die Tür klemmte . . .

Ich fand, das Schönste im Kinderwagen war die Thermosflasche mit Kakao. So verbindet sich bei mir Fliegeralarm nicht nur mit Angst, sondern auch mit Kakao.“ Norbert Blüm, damals fünf Jahre alt, heute Bundesminister für Arbeit und Sozialordnung, erinnert sich, wie er mit Mutter und Bruder den Krieg überstand. Zusammen mit rund 40 prominenten Zeitgenossen gab er etwas von dem Preis, was in jedem Lebensschicksal einzigartig, unverwechselbar und darum „höchstpersönlich“ ist. Der Sammelband „Mein Elternhaus – Ein deutsches Familienalbum“ paßt gut ins Jahr der Erinnerungen, vor allem an das Kriegsende vor vierzig Jahren.

Krieg kommt in den meisten Kindheits-erinnerungen der heute 45- bis 80jährigen



Norbert Blüm als Schulanfänger.

vor. Bei einigen ist es noch der Erste Weltkrieg. Luise Rinser: „Meine erste Erinnerung ist Sturmläuten und der Schrei eines radelnden Gemeindeboten: Krieg ist! Die nächste: Schon im selben Jahr die Nachricht vom ‚Heldentod‘ des von uns, besonders von mir, innig geliebten Hausfreunds. Die nächste: Die bitteren Tränen meines sonst pazifistischen Vaters, als er bei der Musterung für ‚kriegsuntauglich‘ erklärt wurde . . . Die nächste: Der Befehl meines Vaters, das Kupfergeschirr aus meiner Puppenküche abzuliefern; das Vaterland werde daraus Kugeln gießen . . .“ Deutsche Geschichte lebt auf. „Meine Mutter hörte die Feindsender ab. Ich darf-

te es niemandem erzählen und war stolz auf das tief in meinem Herzen verschlossene lebensgefährliche Geheimnis. Ein Onkel war schon im KZ, ein anderer ein halbwegs großer Nazi – so bunt ist unsere Verwandtschaft.“ Kürzer als hier durch Norbert Blüm läßt sich kaum beschreiben, was in Deutschland von 1933 bis 1945 wichtig war.

Ein Album zum Blättern ist das, die Familie der Deutschen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Bittere Armut kommt ebenso vor wie Reichtum und Luxus. Während der Porzellan-Erbe Philip Rosenthal gegen den „goldenen Käfig“ seines Elternhauses rebellierte, lieferten Loki Schmidt und ihre Geschwister selbstverdiente Pfennige in der Familie ab. „Am schlimmsten war, wenn unsere Mutter weinte, weil wirklich kein Pfennig mehr im Haus war. Schlimm war auch das Einkaufen auf Pump.“

Arbeitslosigkeit griff um 1930 in viele Familien ein. Annemarie Renger: „1931/1932 kam die Bestimmung: Wenn einer in der Familie ein Einkommen hatte, wurde ein anderes Familienmitglied nicht mehr ‚in Arbeit‘ vermittelt. Das traf zum Beispiel meine Schwester, der man beim Arbeitsamt sagte: ‚Was wollen Sie: Ihr Vater bezieht ja ein Einkommen!‘“ Sie selbst mußte nach einer mutigen Äußerung im Religionsunterricht in der Untertertia die Schule verlassen, der Schulgelderlaß wurde gestrichen.

Auch kirchliche Würdenträger haben sich erinnert, neben Politikern, Politikergattinnen, Journalisten, Schriftstellern, Schauspielern, Industriellen, einem Architekten, einem Sportler, Künstlern. Joseph Kardinal Höfner: „Das erste von mir selbst geformte Gebet habe ich an dem Abend gesprochen, an dem meine Mutter starb. Ich war draußen vor dem Fenster ihres Sterbezimmers . . . Sie litt fürchterliche Schmerzen. Da habe ich gebetet: ‚Gott, sie muß so viel leiden. Nimm sie zu Dir.‘ Und beim Nachdenken darüber: ‚Schrecklicher als der Tod meiner zwei- und dreißigjährigen Mutter wäre es für mich gewesen, wenn Vater und Mutter sich hätten scheiden lassen.‘“

Es gibt Episoden in diesem Buch. Es gibt auch Weisheiten. Helmut Kohl bekam als erstes Geschenk im Alter von fünf Jahren ein gebrauchtes Fahrrad für acht Mark, das nächste größere Geschenk erst wieder zur Kommunion – eine Uhr. Seine backfreudige Mutter hatte die Neigung zu Süßspeisen geweckt. Viel habe er von seinen Eltern gelernt: „Die Bereitschaft zuzufassen, seine Pflicht ohne große Worte zu erfüllen. Wie so vieles für meine Eltern natürlich und selbstverständlich war, was heute problematisiert, psychologisiert und im Übermaß analysiert wird, so auch dies: Man war für den andern da, man half einander . . . man hatte seine Aufgaben, und man stellte sich ihnen, man erledigte sie.“

Fast alle Verfasser haben Fotos beigelegt. Helmut Kohl ist im Kinderwagen zu sehen, Norbert Blüm als Schulanfänger, Josef

Ertl als Dreijähriger im obligatorischen Matrosenanzug, Hamburgs Bürgermeister Nevermann mit Anke (heute: Fuchs) auf dem Arm, Loki Schmidt im Verlobungsmantel, Egon Bahr als Konfirmand, sechs Eppler-Kinder mit Vater im Sandkasten, Ignaz Kiechle auf dem Dreirad. „Ich hätte gern das Gymnasium besucht und studiert“, berichtet der heutige Landwirtschaftsminister, „aber leider ging das aus familiären Gründen nicht. Als ältestes Kind und einziger Sohn war ich der Hoferbe und mußte schon früh mit der Stallarbeit beginnen.“ Kiechle verehrte seinen Großvater, dem er seinen Vornamen verdankt, und die Lebensweisheit der Großmutter, zum Beispiel: „Bub, das mußst du dir merken, wenn du einmal heiratest –



Hamburgs Bürgermeister Nevermann mit Tochter Anke (heute Fuchs) auf dem Arm.

die Frau sollte g'richtet sein, den Mann kann man noch richten.“

Von Vorbildern ist fast immer die Rede. Für Philip Rosenthal war es der Vater, ein Selbmademan mit vielseitigen Fähigkeiten. „Er hat mir beigebracht, Disziplin zu üben, Schmerzen zu ertragen, und den inneren Schweinehund an die Kandare zu nehmen – was mir später, vor allem in der Fremdenlegion, vielfach zugute gekommen ist.“ Vater Rosenthal hatte in der Blütezeit seines Unternehmertums für die Porzellanbetriebe in Selb nur eine Woche im Monat Zeit. „In dieser Woche aber ließ er die Puppen tanzen, legte er ein Tempo vor, das im gesamten Betrieb gefürchtet war, auch bei seinen Direktoren. Einer von ihnen dichtete das ‚Selber Sechstagerennen‘: „Die Lehrlinge flitzen, die Buchhalter spritzen, die Prokuristen fertigen Listen, die Direktoren spitzen die Ohren, die Stenogramme sind Kilogramme, ein Telefonieren, ein Konferieren, ein Briefediktieren, das geht an die Nieren.“

mmg

(Rudolf Pörtner, Hrsg., Mein Elternhaus. Ein deutsches Familienalbum, ECON-Verlag Düsseldorf-Wien, 336 Seiten, 49,50 DM.)